



A. S. King
Please don't HATE me
Nichts ist wichtig, wenn man tot ist

a. d. Amerikanischen von Katharina Bendixen
Arena 2011 • 384 Seiten • 16.99 • ab 16

Ich kann niemandem empfehlen, dieses Buch zu lesen. Niemandem zumindest, der an leichter Lektüre interessiert ist und der von einem Buch unterhalten werden möchte. Und auch niemandem in jugendlichem Alter, der sich seinen Kinder glauben an „das Gute im Menschen“ erhalten möchte, der sich von seinen Eltern, Lehrern und Mitschülern verstanden fühlt und im Einklang mit sich und der Welt ist. Denn alles das gibt es in diesem Buch nicht. Hier versteht niemand den anderen, hat niemand wirklich etwas mit seinen Mitmenschen zu tun. Und das macht sehr traurig.

Es ist eine lakonische Geschichte, lakonisch erzählt und voller lakonischer Erfahrungen. Es ist die Geschichte eines 18-jährigen amerikanischen Mädchens namens Vera Dietz aus einer überwiegend deutschstämmigen Kleinstadt in Pennsylvania, in der sie (angeblich) selbst aus ihrem Leben berichtet. Und sie tut das auf eine Art und Weise, wie man als Nicht-mehr-Anfänger ein besonders kniffliges Puzzle legt. Sie beginnt mit einigen recht klar einzuordnenden „Randteilen“ aus der Jetztzeit, die nach wenigen Kapiteln zumindest einen Rahmen erkennen lassen, in dem sich das Ganze abspielt. Und dann beginnt sie mit Inseln einzelner typischer Erfahrungen, die sie in den vergangenen etwa sieben Jahren gemacht hat, machen durfte oder besser: machen musste.

Die meisten dieser Erfahrungen betreffen ihren „Sandkastenfreund“, den Nachbarsjungen Charlie, einen unangepassten Jugendlichen aus prügelndem Elternhaus, den sie anfangs nicht näher kennen soll, mit dem sie später viele freundschaftliche Abenteuer erlebt und der sie, in ihren Augen, verrät, als er mit einem anderen Mädchen aus der Schule eine selbstzerstörerische Beziehung eingeht, die ihn letztlich das Leben kostet, etwa ein Jahr vor dem Haupterzählstrang. Wichtiger als das äußerliche Wo und Wie ist dabei eigentlich die Fülle an Details, an kleinen Wortwechseln, Überlegungen und Streitereien, doch das passt nicht in dieses Format einer Besprechung. Es muss ja auch nicht alles vorher bekannt sein. In jedem Fall entwickelt sich aus diesen Bruchstückinseln recht schnell ein recht anschauliches Bild, das aber bis zum Ende seine „weißen Flecken“ behält.

Das, was erkennbar wird, stellt der Welt, in der sich das geschilderte Leben abspielt, ein denkbar schlechtes Zeugnis aus. Es gibt zwar ansatzweise eine gewisse Tiefe an Gedanken, besonders bei der Protagonistin, ansonsten aber regieren Sprachlosigkeit, Gefühllosigkeit, Distanz, Niederracht, Dummheit und Perversion. Keiner kennt den anderen, keiner spricht mit dem anderen wirklich, keiner kümmert sich um einen anderen – oder versucht, irgendetwas daran zu verändern. Wichtig sind vor allem materielle Güter, äußerliche Erfolge im Wettbewerb untereinander,



ein bisschen schneller Spaß und Sex, schlimmstenfalls ein paar Drogen und Alkohol, bevor so etwas wie Einsicht droht.

Ich sagte es schon: Das zieht herunter und macht eigentlich keinen Spaß zu lesen. Nun muss Lesen ja nicht immer Spaß sein, aber die Stimmungskurve zielt doch recht steil nach unten. Dass man dennoch „am Ball“ bleibt, liegt an der geschickten Erzähltechnik, die immer wieder kleine Köderhaken auswirft, und am Mitgefühl mit der „Heldin“, die diese Bezeichnung allerdings lange kaum verdient. Doch allein das zu absolvierende Arbeitspensum dieser Vera, die jedem Schultag, den sie mit überwiegend guten Noten besteht, noch eine komplette Vollzeitstelle (40-Stunden-Woche!) als Pizzabotin folgen lässt, um sich ihr Collegestudium zu erarbeiten, das nötigt ungeschmälerte Bewunderung ab. Dass das manchmal kleine Fluchten in Alkohol oder eine Knutscherei mit ihrem Kollegen benötigt, verwundert den Leser weniger als Veras Vater.

Vieles in diesem Buch scheint allzu deterministisch angelegt: Alle Personen glauben an die unbedingte Macht genetischer Veranlagung, sei es Alkoholismus oder körperliche Gewaltausübung, alle glauben an die bestimmenden Einflüsse sozialer und rassischer Herkunft, alle verlassen sich lange darauf, dass Dinge „eben so“ sind – bis die Katastrophe und ihre Folgen sie darüber belehren, dass es nicht so hätte sein müssen. Erstaunlich ist auch, dass zwar manches typisch amerikanisch-kleinstädtisch erscheint, aber Dinge wie Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und soziale Unsicherheiten bei der Zukunftsperspektive kaum eine Rolle spielen. Letzten Endes erscheinen Wohnverhältnisse, Langeweile und sexueller Leerlauf als viel entscheidendere Faktoren für den Alltag der meisten.

Die meisten Puzzleteile stammen von Vera selbst, die aus dem gerade ablaufenden Alltag, aber auch aus mehr oder weniger gern erinnerten Vergangenheiten erzählt. Doch es kommen immer wieder auch andere Stimmen zu Wort: Neben dem Vater, der erhellende Schlaglichter auf die Beziehung zu Veras Mutter beiträgt ist es auch der verstorbene Charlie selbst, der – aus dem Jenseits sozusagen – kommentierend eingreift, und sogar ein Baudenkmal der kleinen Stadt. Diese Einschübe verschaffen immer wieder Luft, wenn die Protagonistin sich allzu fest gefahren hat und erklären manchmal auch den Hintergrund einer Handlung. Vor allem das Luftholen ist auch immer wieder nötig, denn die Ereignisse kommen oft knüppeldick.

Wenn am Ende wenigstens die redselige Sprachlosigkeit zwischen Vater und Tochter besiegt ist, bleibt nur eine offene Frage: Wer hat denn nun was aus diesem Buch gelernt? Sicher, der Einblick in eine – vermutlich – typische amerikanische Kleinstadtmindset ist aufschlussreich, aber wie viel davon findet sich in der Lebenswelt hiesiger Teenager? Und das, was sich findet, betrifft wohl vor allem eine eher leseabgeneigte Schicht junger Menschen, die zwar davon profitieren könnten, aber nur, wenn sie denn läsen. Die es also angeht, lesen es nicht und die Anderen betrifft es nicht? Auch das wäre sicher zu kurz gesprungen, zeigt aber eine charakteristische Schwierigkeit von problemorientierter Literatur. Und doch: Was dieses Buch kann, ist auf die Tücken der Sprachlosigkeit hinweisen, auf Duckmäuserei, falsch verstandene Nichteinmischung, umgekehrt auf die Wichtigkeit von Zivilcourage und Empathie. Daran tut es hierzulande in allen Schichten Not, hier ist jedes „Ausrufezeichen“, wie dieses Buch, wertvoll. Und darum empfehle ich eben doch jedem, dieses Buch zu lesen – und die Botschaft darin zu hören. Auch wenn man dann wohl traurig wird.

Schlussanmerkung: Wenn die entsprechende Textstelle im Buch immer auf Deutsch „Bitte hass mich nicht“ heißt – warum muss dann der Titel den Satz auf Amerikanisch wiedergeben? Klingt das interessanter?